

*Über die Autorin:*

Priska Lo Cascio, Jahrgang 1972, ist schon seit Kindertagen von der Kultur, Geschichte und Sprache des deutschen Frühmittelalters fasziniert. Wenn sie nicht gerade schreibt, stöbert sie oft und gerne durch herrlich verstaubte Geschichtsarchive oder versucht sich im Studium nicht ganz alltäglicher Sprachen. Sie lebt mit Mann und Sohn in Zürich.

Priska Lo Cascio

**DAS  
SPIEL  
DER  
KÖNIGSMACHER**

Roman

**DROEMER** 

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe August 2019

Droemer Taschenbuch

© 2018 Priska Lo Cascio

© 2018 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Covergestaltung: Alexandra Dohse, München

Coverabbildung: Artwork Alexandra Dohse unter Verwendung

von Bildern von Bridgeman Art Library

Satz: Nadine Clemens, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30544-7

TEIL 1

**KÖNIGE,  
HERZÖGE  
&  
BRÜDER**



# KAPITEL 1

*Ende August des Jahres 911 – südöstlich des Harzgebirges –  
Sachsenland, Ostfränkisches Reich*

Die Sonnenstrahlen fielen durch die Tannenäste und sprenkelten das niedergetrampelte Gras der Lichtung, wo noch immer Rauchfäden aus dem verkohlten Gerippe der Hütte aufstiegen. Das Summen der Scharen von Fliegen übertönte sogar das Knarzen der Äste im Wind. Die Luft roch nach Asche, Moos und Blut.

Liuthars Augen brannten. Vom Schweiß und vor Zorn.

Seine Finger umklammerten den Schwertknauf – ein bisschen fester mit jedem Schritt, den er sich den halbverbrannten Leichen bei der nahe gelegenen Umzäunung näherte.

Vier Leichen. Gefiederte Pfeile ragten aus ihren Körpern.

Er biss die Zähne zusammen. Vor nicht einmal einem Monat hatte er hier bei der Familie des Köhlers Unterschlupf vor einem Gewittersturm gefunden. Die Frau hatte ihm eine Pilzsuppe gekocht. Der älteste der beiden Söhne war ein geschickter Schnitzer gewesen, der jüngere noch kaum mehr als ein Knabe, mit Schalk in den Augen und Sommersprossen auf der Nase. Die von der Sommerhitze aufgeblähten Körper dort hatten nichts mehr mit ihnen gemein.

»Die Tochter. Der Köhler hatte noch eine Tochter!«, rief Liuthar seinen Männern zu. Richtig, jenes schüchterne Mädchen mit Haaren so blond wie reifes Sommerkorn. In ein, zwei Jahren wäre sie zu einer hübschen jungen Frau erwacht.

Sie fanden sie ein paar Schritte von der Lichtung entfernt neben einem Holunderbusch. Das zerrissene Kleid entblößte die

Abdrücke gieriger Hände auf den Schwellungen ihrer Brüste. Blut klebte zwischen ihren Schenkeln und an der Kehle, die sie ihr durchgeschnitten hatten. Sie musste sich zu wehren versucht haben, in der Faust hielt sie ein Bündel schwarzen Haares. Der Ausdruck des Entsetzens lag noch immer in den weit aufgerissenen Augen.

»Diese verfluchten Hunde«, brummte einer der Männer hinter Liuthar, doch er antwortete nicht. Es gab nichts darauf zu erwidern.

Stattdessen kniete er neben der Leiche der Köhlertochter nieder, scheuchte die Fliegen fort und zog die Fetzen des Rocks über die Tote, um ihre Blöße zu bedecken. Mehr konnte er nicht für sie tun. Weder für sie noch für ihre Familie. Der Gedanke schmeckte wie heiße, bittere Galle. Sie waren zu spät gekommen.

Zu spät, um sie zu retten. Einmal mehr.

Einen Moment lang fühlte er jene gefährliche Wut in sich aufbrodeln, die er sonst eisern im Zaum hielt.

Rauch, Blut und Tod. Dasselbe Bild, das sich ihnen bereits seit einer Woche bot. So lange verfolgten sie das ungarische Barbarengesindel schon, das plündernd und brandschatzend über alle Siedlungen und Gehöfte herfiel, die auf ihrem Weg lagen.

Sie nannten sich selbst *magyarok*, Männer der Erde; für alle anderen waren sie die Magyaren, Ungarnhunde oder die Teufel. Eine Plage, die das Ostfränkische Reich bereits seit drei Jahren heimsuchte – immer von Frühling bis spät in den Herbst hinein. In Horden von jeweils etwa zwanzig Reitern überquerten sie die Grenze, schlugen zu – schnell, brutal und gnadenlos –, um danach wieder zu verschwinden wie Geister im Wind. Heiden, die das Blut ihrer Gefallenen tranken, damit deren Stärke und Mut weiterlebte, hieß es. Wilde Krieger, deren Pfeile, sogar vom galoppierenden Pferd aus abgeschossen, das Ziel trafen und die Harnische der Gegner durchstießen, als bestünden diese aus Wachs.

Was die Schießkünste der Magyaren betraf, so hatte Liuthar sie

während seiner Gefolgschaft unter dem sächsischen Herzogssohn Heinrich schon bei unzähligen Angriffen mit eigenen Augen gesehen. Ein Anblick, der jedem guten Christenmenschen den Glauben nehmen konnte. Denn welcher barmherzige Gott konnte zulassen, dass niemand diese Tiere aufzuhalten vermochte, weder die Sachsen noch die Baiern oder die Alemannen, geschweige denn die Feiglinge aus Franken.

Zähneknirschend stand er auf. »Begrabt sie.«

»Und was ist mit den Ungarn?«, rief einer der Männer.

»Ja, wir sollten ihrer Spur folgen, ehe sie über alle Berge ...«, wandte ein anderer Krieger ein, verschluckte jedoch das letzte Wort, als Liuthar mit zwei riesigen Schritten vor ihm stand und ihn am Nacken packte.

Er ließ die Worte tief in der Brust grollen und deutete mit dem Schwert auf die Toten. »Sieh dir die Leichen an. Sie sind von der Hitze aufgedunsen, also liegen sie schon mindestens einen halben Tag lang da. Und was, meinst du, hat das zu bedeuten, he?«

»Dass die Ungarn mindestens einen ebenso langen Vorsprung haben«, winselte der Krieger und zog mit schmerzerfüllter Miene die Schultern hoch.

Liuthar grub die Finger noch tiefer in den Nacken des Mannes. Er konnte die angespannten Muskelstränge fühlen. Der Schmerz musste höllisch sein, er wusste es. »Einen Vorsprung, den wir ohnehin nicht mehr einholen können, ohne die Gäule zu Tode zu schinden. Wenn ich also sage, dass die Toten begraben werden sollen, dann hast du zu gehorchen.«

Damit stieß er den Mann von sich, während sein Blick über jeden Einzelnen seiner Krieger wanderte. »Das gilt für euch alle.« Ein Befehl und eine Warnung zugleich. Die Anweisungen eines Anführers waren Gesetz und duldeten keinen Widerspruch.

»Du«, hieß er den nächstbesten Krieger, einen jungen Burschen namens Wido, »reite nach Scenderslebe, Heinrich und sein Gefolge warten dort auf uns. Berichte ihm, was hier vorgefallen ist

und dass wir in der Gegend bleiben, um sicherzugehen, dass die Ungarn nicht zurückkommen. Verstanden?«

»Wort für Wort.« Der Junge nickte eifrig, schwang sich auf sein Pferd und war schon im nächsten Moment hinter Tannen und Büschen verschwunden.

Ohne ein weiteres Wort nahm Liuthar sein Beil vom Gurt und begann, den Boden für das erste Grab aufzuhacken.

Einer nach dem anderen folgten die anderen seinem Beispiel. Schweigend und ohne weiteres Murren.

Es waren gute Männer. Allesamt hervorragende Krieger und dem Sachsenherzog treu ergeben. Liuthar würde jedem von ihnen sein Leben anvertrauen, doch die letzten Tage hatten an ihren Kräften gezehrt. Er sah es in den verdreckten Gesichtern, an den Schatten unter den Augen, die immer dunkler wurden, und an den zusammengepressten Lippen. Es war zermürend, einen Gegner zu verfolgen, der einem, wie durch Zauberei, stets zehn Schritte voraus zu sein schien.

Sie verfolgten die Spur der Horde weiter in Richtung Osten, bis die Sonne hinter den Graten des Harzes versank. Erst dann gab Liuthar den Befehl, das Nachtlager in den Ruinen einer alten, verlassenen Hügelfestung aufzuschlagen.

Bald schon brutzelten die vier Hasen, die sie unterwegs erlegt hatten, an einem Ast über dem Feuer und verströmten einen würzigen Duft, der allen das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ. Das Flackern der Flammen malte tanzende Schatten auf den eingefallenen Steinhäufen, der einst Teil der Wallanlage gewesen sein musste.

Mit einem unterdrückten Seufzen lockerte Liuthar den Gurt mit dem Schwertgehänge und der Schlaufe, an der die langstielige Kriegsaxt hing, und setzte sich auf einen Felsbrocken. Heimlich drückte er den Rücken durch. Welch Wohltat. Doch er stöhnte, als der Schmerz durch seine verspannten Schultern schoss.

Einer der Männer legte ein paar Hand voll frische Hasel- und

Wacholderzweige ins Feuer. Sofort begannen die Flammen, daran zu lecken, und der herbe Geruch stieg mit dem Rauch empor. Er vertrieb die Mücken, die in Schwärmen vom nahe gelegenen Moor herbeisirrten. Beinahe noch blutrünstiger als die Ungarn.

Der Gedanke ließ erneut Bilder in Liuthars Erinnerung aufleben: Die Familie des Köhlers. Dessen Tochter. Ihr Haar hatte beinahe dieselbe Farbe gehabt wie das von ...

Instinktiv ballte er die Hand zur Faust, schloss die Augen und versuchte, seinen Atem zu beruhigen. Eigentlich hätte er längst an solche Anblicke gewöhnt sein sollen. An Tod, Blut und Zerstörung. Jeder Krieger musste damit leben, doch an gewisse Dinge gewöhnte man sich nie, noch konnte man sie je vergessen. Und genau das machte das Bedürfnis nach Rache noch viel unbezähmbarer. Er musste es wissen, er lebte schließlich schon lang damit. Seit drei Jahren, elf Mondläufen und fünf Tagen.

Mit den Fingern berührte er das Stoffband, das unter der Leder-schiene an seinem rechten Unterarm hervorlugte. Ein gewebtes Saumband mit einem Rautenmuster aus blauer und roter Wolle.

Ewara. Sie hatte das Band an ihrem Hochzeitskleid getragen. An jenem Frühlingstag, als die Sonne vom Himmel gestrahlt und sich in ihren Augen verfangen hatte.

Sachte strich er über den ausgefransten Webrand. Seine Hände wirkten so grob dagegen, dunkel vom Dreck und mit rauher Hornhaut an den Fingerknöcheln, am Daumen und an den Handballen. Zurechtgeschliffen von den Jahren des Kämpfens mit Schwert, Beil und Speer. Dabei zählte er gerade erst sechsundzwanzig Winter. Alt genug, um schon Witwer zu sein.

Erneut fühlte er, wie der Hass tief in seinem Innern zu sieden begann.

Die Ungarn. Diese Höllengeburten zu töten, einen nach dem anderen, so viele er nur konnte. Seine Rache, seine Genugtuung, sein Ziel. Das einzige Mittel, das die Rastlosigkeit in ihm wenigstens vorübergehend zu mildern vermochte.

»Zu viel Grübeln schlägt auf den Magen. Habe ich dir das etwa nicht beigebracht?«

Die rauchige Stimme ließ Liuthar abrupt den Kopf heben. Sofort stopfte er das Stoffband zurück unter die Lederschiene. Verflucht, ertappt.

Mit einem leisen Grunzen setzte sich der Krieger neben ihn, streckte ihm einen Trinkschlauch entgegen. Das mit Wasser vermischte Gerstenbier schmeckte schal, doch wenigstens löschte es den Durst.

»Es ist eine Plackerei, diesen Ungarnhunden beizukommen. Ich kann meinen Arsch kaum noch spüren«, brummte der Mann, während er sich mit dem Zeigefinger über den Nasenrücken fuhr.

*Dreimal verflucht.* Liuthar ahnte, was die Geste bedeutete, er kannte den alten Alfhard lang genug, um das Vorzeichen zu erkennen: Im besten Fall würde nun eine Schimpftirade folgen, im schlimmsten Fall jedoch ein schier endloser Redeschwall, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, wie es sich der Krieger offenbar zu seiner ganz persönlichen Mission gemacht hatte.

»Du bist nicht mehr der Jüngste, daran wird's liegen«, meinte Liuthar mit einem absichtlich tiefen Knurren. Insgeheim jedoch wohl wissend, dass das nicht den geringsten Eindruck auf den Alten machen würde.

Prompt schnaubte Alfhard, rieb sich wieder mit dem Finger über die Nase und blähte die Wangen auf, so dass sein Bart erzitterte. »Ha, da hör sich doch einer diesen Grünschnabel an. Du redest schon wie Heinrich. Wen wundert's, ihr habt mich beide mit eurer Dreistigkeit bereits früher fast zum Wahnsinn getrieben, du und der Herzogssohn.« Das schelmische Funkeln in seinen Augen strafte den Vorwurf in den Worten des Alten Lügen. »Dabei habt ihr jungen Kerle keine Ahnung vom wahren Kriegerleben. Nicht die geringste.«

Ohne dass er es wollte, zuckte ein Schmunzeln über Liuthars

Lippen. Kaum zu glauben, Alfhard hatte es wieder einmal geschafft. Wie machte er das nur?

Dabei hatte das Verhältnis zwischen ihnen wahrlich nicht immer zum Besten gestanden. Im Gegenteil, Liuthar erinnerte sich noch lebhaft an die Zeit, als sein Vater ihn als Knaben zum Gefolge des Sachsenherzogs geschickt hatte, damit er das Kriegerhandwerk erlernte. Eine große Ehre, und für den jüngsten, erblosen Sohn eines Gaugrafen die einzige Möglichkeit, etwas im Leben zu erreichen.

Alfhard war sein Ausbilder gewesen. Sein schlimmster Alptraum während all der Stunden des Waffenunterrichts bei Regen, Schnee und Kälte im Winter und brütender Hitze im Sommer. Sein Vorbild, sobald er gelernt hatte, die Strenge des Alten von dessen Weisheit zu unterscheiden.

Inzwischen waren Jahre vergangen, er war längst nicht mehr der vorwitzige Bengel von damals, sondern gehörte zu den angesehensten Anführern der Reiterei im Dienste des Herzogssohns Heinrich und zu dessen engsten Vertrauten. Nicht umsonst nannten sie ihn »den Falken«. Weil er und seine Männer zu den schnellsten und am meisten gefürchteten Reitern des ganzen Sachsenlandes gehörten, denen nur selten eine Beute entkam. Wohl gerade deshalb gehörte Alfhard zu den wenigen, die den Mut aufbrachten, Liuthars Nähe zu suchen, wenn er in dieser trübseligen Stimmung war. Allein dafür gebührte ihm Respekt.

»Lass dir eines gesagt sein, Falke«, wettete der Krieger unbeirrt weiter. »Als ich in deinem Alter war, habe ich wochenlang im Sattel gesessen, ohne auch nur ein Mal abzusteigen. Gegessen und geschlafen habe ich zu Pferd, jawohl, und es hat mich keinen müden Furz weit gestört.« Herausfordernd knuffte er Liuthar den Ellbogen in die Seite.

»Als du in meinem Alter warst?«, gab Liuthar bemüht ernst zurück. »Ich staune, dass du dich überhaupt noch daran erinnern kannst. Das muss doch schon über hundert Jahre her sein.«

»So?« Alfhard reckte das Kinn vor. Fältchen gruben sich jedoch in die Haut an seinen Augenwinkeln. »Und woher willst ausgerechnet du das wissen, he?« Er quittierte die Worte mit einem grandiosen Rülpsen, ehe er sich vorbeugte und flüsterte: »In meinen Knochen fühlt es sich an, als wär's sogar zweihundert Jahre her. Aber wehe dir, du verrätst es einem der anderen.«

Liuthars Grinsen wurde breiter. Er spürte, wie sich der Knoten in seiner Brust langsam löste – wenigstens ein bisschen –, und er brachte sogar ein leises Auflachen zustande. Er schätzte diesen alten Gesellen, dessen bärtiges, von Sonne, Wind und Wetter zerfurchtes Gesicht eine Ruhe ausstrahlte, die von Erlebtem zeugte und keinen Hochmut nötig hatte.

Eine Weile lang saßen sie nebeneinander, teilten sich das verdünnte Gerstenbier und ein Stück Brot mit Käse aus Liuthars Proviantstasche, nagten schweigend ein jeder an seinem Anteil des Hasenbratens. Den Gesprächen der Männer am Feuer lauschend, die sich Geschichten erzählten. Von Helden und Schlachten aus vergangenen Zeiten oder von ihren Familien daheim. Die Art von Geschichten eben, die sich Krieger erzählten, um neuen Mut zu fassen und einen Moment lang zu vergessen.

»Du solltest dich ausruhen, Junge. Wenigstens heute Nacht.« Alfhards Stimme war auf einmal leise geworden, mit einem beinahe väterlich klingenden Unterton darin. »Deine Unrast bringt sie nicht wieder ins Leben zurück.«

Liuthar nahm einen letzten Schluck aus dem Trinkschlauch, wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. Da war es wieder – das Gefühl, das sich um seine Brust legte wie ein dickes, kaltes Eisenband. »Einen halben Tag«, presste er hervor. »Hätten wir die Lichtung nur einen halben Tag früher erreicht, wäre die Köhlerfamilie ...«

»Du weißt, von wem ich rede.«

Ja, verdammt. Doch er wollte nicht darüber sprechen. Mit niemandem. Nicht einmal mit Alfhard.

Ein anderer Gesprächsstoff. Schnell. »Die Mücken sind heute Nacht besonders gierig. Muss am Vollmond liegen«, sagte Liuthar, während er eines der Quälgeister auf seinem Handrücken totschlug und aufstand. »Ich muss mich um die Einteilung der Wachschichten kümmern.« Das freie Atmen gelang ihm erst wieder, nachdem er dem wissenden Blick des Alten entflohen war.

Am nächsten Tag erreichten sie die Grenze des Sachsenreichs am Ufer der Saale, als die Sonne schon fast im Zenit stand.

Es war ein Leichtes gewesen, der Ungarnhorde zu folgen. Als ob sie sie verhöhnen würden, hatten sich die Teufel nicht einmal die Mühe gemacht, ihre Spuren zu verwischen.

Die Augen gegen die Sonne zusammengekniffen, suchte Liuthar die Umgebung ab. Nichts zu sehen. Nur ein paar Sträucher und Erlen, die den Fluss säumten, und die sanften Hügel aus Weideland am gegenüberliegenden Ufer, wo bereits das Land der Mähren lag.

»Haben sich aus dem Staub gemacht, die feigen Hunde«, fluchte einer der Männer.

So sah es aus. Trotzdem stieg Liuthar vom Pferd, trat ans Ufer und ging in die Hocke.

Das Gras entlang der diesseitigen Böschung war niedergetrampelt, die Abdrücke von Pferdehufen im Uferschlamm hätte selbst ein Blinder gesehen.

Zu einfach. Zu offensichtlich.

Vorsichtig berührte er eines der Huflöcher am Boden.

Der Abdruck war frisch, nicht einmal einen halben Tag alt, und der Schlamm noch immer feucht.

Er hob den Blick zum anderen Ufer und verharrte. Angestrengt auf die Grasbüschel dort drüben starrend, die so nahe an den Fluss reichten, dass die Spitzen der ungebrochenen Halme im Wasser schwammen. Dicht, in der Strömung wallend und von keinem einzigen Huf berührt.

Ein tiefes Knurren drang aus seiner Kehle. »Diese Mistkerle haben uns an der Nase herumgeführt.«

»Da! Seht doch den Rauch!« Bei Alfhard's Ruf blickten sich alle um.

Mit zwei Riesenschritten war Liuthar wieder bei seinem Pferd angelangt, sprang in den Sattel, trieb dem Tier die Fersen in die Seiten und preschte los. Nach Süden, den dunklen Rauchsäulen entgegen. Dorthin, wo Scenderslebe lag. Dort, wo Heinrich auf sie hatte warten wollen.

## KAPITEL 2

### *Scenderslebe – im Südosten des Sachsenlandes*

An der Spitze der Schar jagte Liuthar über die Hügel. Durch ein Buchenwäldchen. Hinab in die Talsenke. Bis zu dem kleinen Fluss, an dessen Mäander die Ortschaft Scenderslebe lag.

Der Lärm war bereits von weitem zu hören – Schreie, das Brüllen von Männern und das klägliche Wiehern von Pferden. Schon konnte er den beißenden Qualm riechen.

Rauch, Blut und Tod.

Sein eigenes Keuchen hallte ihm in den Ohren wider. Er löste die Streitaxt vom Gurt. Der Durst nach Rache. Er schwoll wieder an. Niederträchtig und erbarmungslos.

Das Flusswasser spritzte schäumend auf, als Liuthar über die Furt ans andere Ufer preschte, wo die ersten brennenden Hütten standen.

Neben einem vertäuten Fischerboot am Steg sah er die Leiche eines Mannes im Wasser treiben. Ein Pfeil ragte ihm aus dem Rücken.

»Fünf Männer mit mir, der Rest schwärmt aus! Kesselt sie ein! Sie dürfen nicht entkommen«, brüllte er seinen Kriegern zu, während er das Pferd unerbittlich vorwärtstrieb. Auf die Ansammlung von Wohnhütten, Getreidespeichern und Ställen zu, die rund um den großen Platz vor der Herrenhalle lagen.

Flammen züngelten aus den Strohdächern, die Rauchschwaden machten das Atmen schwer, ließen die Augen tränen.

Irgendwo hörte Liuthar das Kreischen von Frauen und Kindern.

Er klammerte die Finger noch fester um den Schaft der Axt. Immer weiter, und nicht auf die Leichen achten, die überall am Boden lagen.

Heinrich. Bestimmt hatte er sich mit seinen Männern bei der Herrenhalle verschanzt.

Der Pfeilregen schien aus dem Nichts zu kommen, prasselte wie ein Schwarm wütender, sirrender Wespen auf ihn herab. Wiedernd stieg Liuthars Pferd auf die Hinterbeine. Im letzten Moment krallte er die Finger in dessen Mähne, riss die Zügel herum. »Deckung!«

Mit einem dumpfen Röcheln brach der Krieger neben ihm im Sattel zusammen. Der Pfeilschaft in seiner Kehle zitterte vom Aufprall.

Liuthar sah sie inmitten der Rauchschwaden: heulende Schatten. Dämonen, deren Unterkörper mit ihren Pferden verwachsen schienen – halb Tier, halb Mensch. Mit langem, wehendem Haar und spitzen, fellumrandeten Helmen. Mit sonderbar geformten Bögen in den Händen, von denen jeder Reiter innerhalb kürzester Zeit unzählige Pfeile abschießen konnte. Kein Wunder, dass die Leute sie für die leibhaftigen Ausgeburten der Hölle hielten.

Er biss die Zähne zusammen, fühlte das Prickeln auf der Haut, das Hämmern in der Brust.

*Näher heran.* Sie mussten näher an sie herangelangen. Denn die Ungarn scheuten den Nahkampf, in dem ihre Bögen nutzlos waren.

Er sog zischend den Atem ein. Sein Blick fuhr zu seinen Männern. Vier waren noch übrig. Sie mussten genügen.

Ein letztes Nicken zu den Kriegern neben ihm. Dann holte er mit der Axt aus.

»*Héli sahse-rik!*« Heil dem Sachsenreich! Der Ruf gellte aus seiner Kehle, als er vorstieß.

Den ersten Gegner erledigte er mit einem gezielten Streich am Hals, ohne sich um das Blut zu kümmern, das ihm dabei ins Ge-

sicht spritzte. Den zweiten stieß er mit einem Faustschlag vom Pferd, bevor er ihm die Axtklinge tief in die nur mit einem Lederwams geschützte Brust ramnte.

Das Beil niederschlagen, die mickrigen Ungarnsäbel aus den Händen hacken und weiter vordringen. Dabei möglichst den Pfeilen der zurückfallenden Reiter ausweichen und nicht an die Gefahr denken. Die Rache. Sie schmeckte süß und köstlich, und Liuthar trank sie aus vollen Zügen.

Der beißende Rauch aus den Hütten drang ihm mit jedem Atemzug tiefer in die Brust. Sei's drum. Der Platz mit der Herrenhalle lag nur noch einen Steinwurf entfernt vor ihnen.

Überall wieherten Pferde, klrirten Waffen und gellten Schreie der Verwundeten.

Aus dem Augenwinkel sah Liuthar eine Bewegung an der Hüttenwand zu seiner Rechten. Den blauen Stoffzipfel eines Kleids. Langes, hellbraunes Haar und das vor Entsetzen erstarrte Gesicht eines kleinen Mädchens.

Instinktiv riss er das Pferd herum.

Fast gleichzeitig spürte er den Ruck, der das Tier durchfuhr, als zwei Pfeile dessen Hals und die Flanke trafen. Nur eine Handbreit von Liuthars Knie entfernt.

Mit einem Schrei bäumte sich das Ross auf, verlor das Gleichgewicht, fiel auf die Seite.

Gerade noch rechtzeitig sprang Liuthar aus dem Sattel. Eine Welle aus glühendem Schmerz durchfuhr seine Schulter, als er gegen den Eckpfeiler der Hütte prallte. Stöhnend rappelte er sich auf. Wo war seine Axt?

Die zähnefletschende Fratze des Ungarnkriegers tauchte so plötzlich vor ihm auf, dass er zurückwich und nach seinem Schwert griff.

Zu langsam. Mit einem ohrenbetäubenden Schrei stürzte sich der Kerl auf ihn, warf ihn zu Boden. Der Aufprall presste Liuthar die Luft aus der Brust. Bleierne Schwärze betäubte einen Moment

lang seine Sinne, doch der Geschmack von Blut in seinem Mund brachte das Bewusstsein zurück. Der ranzige Gestank von eingefettetem Leder und Zwiebeln. Das Gewicht eines Körpers über ihm und die Hände, die ihn würgten.

Er riss die Augen auf.

Der Ungar hatte den Helm beim Sturz verloren. Schwarze, an den Schläfen geflochtene Haarzotten fielen ihm ins Gesicht. Eine Lederschnur mit Silberamuletten und Perlen aus Bernstein baumelte an seinem Hals. Er war noch jung – jung, zäh und kräftig. Und seine Finger drückten auf Liuthars Kehle.

Rote Flecken tanzten Liuthar vor den Augen.

*Wehr dich. Kämpfe. Tu etwas. Irgendetwas.*

Der Dolch.

Mit aller Kraft spannte Liuthar die Muskeln an, riss einen Arm hoch und presste die Hand gegen das Kinn des Gegners, während die andere nach dem Horngriff des Messers am Gürtel suchte und nur abgewetztes Leder ertastete.

Nein, er würde nicht so sterben.

Doch sein Arm zitterte schon vor Anstrengung.

Er knirschte mit den Zähnen, als seine Finger den Dolchgriff endlich fanden. Ein letztes Anspannen der Muskeln. Ein letztes Sammeln der verbliebenen Kraft.

Der junge Ungar zuckte zusammen, erstarrte mit ungläubig geweiteten Augen. Sofort lockerte sich der Griff seiner Hände. Ein dünner Blutfaden rann ihm von den Lippen, bevor er lautlos über Liuthar zusammensackte.

Nach Atem hechelnd, blieb Liuthar liegen. Blinzelte, bis sich sein Blick klärte und er die breitschultrige Gestalt mit dem Schwert in der Hand erkannte. Das von Staub und Rußschlieren verdreckte Gesicht, das stolz vorgereckte Kinn und die Augen von der Farbe glattpolierten Zinns.

»Du und deine Männer habt euch ordentlich Zeit gelassen, mein Freund«, hörte Liuthar die Stimme, in der trotz des Keuchens

jene vertraute, spöttische Note mitschwang, wie sie nur dem Herzogssohn Heinrich in solchen Momenten gelang.

Ächzend befreite sich Liuthar von dem toten Gegner und kam auf die Beine.

Erst jetzt bemerkte er die Ruhe, die auf einmal rundum herrschte. Die atemlose Stille nach einem Gefecht. Wenn der Sturm vorbei war, der Kampfesrausch alle Kräfte aufgezehrt hatte und die Erkenntnis, überlebt zu haben, einem erst wieder bewusst werden musste.

Wo, zur Hölle, war seine Axt?

Da lag sie. Unter der Flanke seines toten Pferdes. Er hob die Waffe auf und trat vor seinen Befehlshaber, wischte die Klinge am Ärmel sauber, ehe er sie zurücksteckte. »Wir waren vielleicht spät dran, aber mit Verlaub, du ziehst den Ärger an wie ein Misthaufen die Fliegen.« Worte, die die meisten anderen den Kopf gekostet hätten und die nur Liuthar sich erlauben durfte, das wusste er.

Tatsächlich hatte er sich schon unzählige Male gefragt, wie es zu dieser schnörkellosen Freundschaft gekommen war. Zwischen ihm und Heinrich lagen, durch Rang und Name bedingt, Welten. Doch die Jahre des Kampfes Seite an Seite hatten jenes unerklärliche Band der Brüderlichkeit geschmiedet, und es gab kaum einen Menschen, dem er mehr vertraute – außer Alfhard vielleicht.

Ein Grinsen machte sich auf dem Gesicht des Herzogssohns breit, ließ ihn einen Moment lang viel jünger erscheinen als die fünfunddreißig Jahre, die er zählte. »Ärger, sagst du?« Ein kurzes Lachen drang aus seiner Kehle, als er Liuthars Arm zum Gruß ergriff. »Wahrscheinlich muss ich deinen Arsch deshalb immer wieder aus dem Dreck ziehen.« Mit einem Ruck riss er Liuthar an sich, schlug ihm auf die Schulter. »Es tut verdammt gut, dich zu sehen.«

Nur wenig später folgte er dem Herzogssohn durch die Ruinen.

Seine Schulter tat noch immer weh, und seine Kehle schmerzte beim Schlucken, doch das war nicht weiter der Rede wert.

Zwölf Tote und zehn Verletzte – drei von ihnen würden die Nacht nicht überleben –, dazu rund die Hälfte der Wohnhütten nahezu vollständig zerstört. Das traurige Ergebnis des Angriffs in Scenderslebe.

Wer von den Dorfbewohnern und Kriegern überlebt hatte, kümmerte sich um die Verletzten auf dem Platz vor der Herrenhalle oder half, die Leichen auf Karren zu laden, damit sie auf das Feld neben der kleinen Kapelle vor dem Dorf gebracht werden konnten. Wenigstens die war heil geblieben. Der Priester würde dieser Tage jedoch kaum zur Ruhe kommen, denn bei der Hitze mussten die Toten so schnell wie möglich beerdigt werden. Das Ausbrechen einer Seuche wäre das Letzte, was Scenderslebe noch fehlte.

Mit langen Schritten marschierte Heinrich zum nächsten Karren, auf den man die toten Ungarn gehäuft hatte. Sie hingegen würden verbrannt werden – ohne Segen, wie es Heiden nicht anders verdienten.

»Wie viele sind entkommen?« Heinrichs Stimme klang ruhig und gefasst. Einzig der harte Zug um seine Lippen und die zwei senkrechten Wutfurchen zwischen den Augenbrauen verrieten, wie sehr er um Beherrschung kämpfte.

»Neun Mann«, antwortete Liuthar. »Ein paar meiner Reiter sind ihren Spuren gefolgt. Sie sind nach Süden geflohen. Über die Grenze in Richtung Erfesvurt.«

»Gut.« Ein winziger Funke der Genugtuung leuchtete in den Augen des Herzogssohns auf.

»Wir sollten ihnen dennoch nachsetzen. Wer weiß, ob sie uns nicht schon wieder hinters Licht führen.«

»Nein.« Heinrichs Antwort klang strenger als sonst. Er fuhr auf dem Absatz herum. »Sollen sich zur Abwechslung die Franken um sie kümmern.«

Die Franken, ausgerechnet. Der Himmel möge ihnen allen beistehen.

»Seit wann kümmern die sich um irgendetwas anderes als um großspurige Reden und ihren Dünkel?« Liuthar schnaubte. Was konnte man von Feiglingen erwarten, die ein Kind als König auf den Thron des Ostfrankenreichs setzten? Einen schwächlichen Jungen namens Ludwig, der, glaubte man den Geschichten, der einzige legitime – und vor allem noch lebende – Spross des karolingischen Herrschergeschlechts sein sollte. Dabei war jedem mit einer Spur gesundem Menschenverstand klar, dass Ludwigs Königserhebung lediglich dem Schmarotzergesindel der Bischöfe und fränkischen Adelsfamilien zugutekam, die das Reich an seiner Stelle regierten.

»Auf die Franken zu zählen, das ist, als ob man eine Schar Karren in ein Wolfsrudel verwandeln wollte. Eine verlorene Sache, und das weißt du.«

Liuthar versuchte es noch einmal. »Lass mich mit meinen Männern den Ungarn folgen. Nur zur Sicherheit.«

»Ich sagte nein.« Die Schärfe der Worte untermauerte den Befehl mit Unerbittlichkeit.

Liuthar presste die Lippen zusammen, blieb stramm und mit gestrafften Schultern vor seinem Anführer stehen. Trotz der Freundschaft kannte er seine Grenzen. Und Heinrichs Sturheit.

»Um die Sicherung der Grenze werde ich mich selbst kümmern«, erklärte der Herzogssohn, mit einem Mal wieder völlig ruhig. »Für dich habe ich eine andere Aufgabe, Falke.«

Sofort horchte Liuthar auf, sagte jedoch nichts. Die Haare sträubten sich ihm im Nacken.

»König Ludwig ist schwer erkrankt. Es heißt, er werde den Herbst kaum überleben.« Heinrich sprach leise.

Das Kribbeln in Liuthars Nacken wurde heftiger.

»Die Herzöge und Adligen des Reichs sind darum nach Franconovurt gerufen worden. So auch mein Vater. Und ich will, dass